UZ-SERIE: FRAUEN IM MANAGEMENT

Zwischen Mut und Übermut

FDP-Nationalrätin Doris Fiala sagt, als Politikerin könne man die Welt nicht retten. Aber einen Beitrag leisten. Ihre Karriere habe sie nicht geplant, sonst wäre sie nie dahin gekommen, wo sie heute sei.

INTERVIEW MANUELA PAGANINI

Foto: zVg

Wir treffen uns im schönsten Kaffee nahe des Zürcher Paradeplatzes: Eros Ramazotti besingt ewige Liebe, im authentisch italienischen Flachbildschirm läuft lautlos CNN. Doris Fiala trägt Türkis, ihr Tonfall ist jugendlich-überschwänglich. Sie erzählt nicht nur, sie hört auch zu. Wenn sie die Armut beschreibt, die sie auf ihren Reisen als Wahlbeobachterin sah, wird ihre Stimme rau.

Sie sind Nationalrätin, Parlamentarierin im Europarat, Wahlbeobachterin und Präsidentin verschiedener Verbände. Wie ausgelastet sind Sie mit ihren Ämtern?
Doris Fiala: Ich beklage mich keinesfalls, aber so etwas wie eine «Work-Life-Balance» gibt es nicht in meinem Leben. Ich schöpfe Energie und Befriedigung aus meiner Arbeit und meiner Familie. Das Reisen ist wichtiger Teil meiner Welt. In der Aussenpolitik gehe ich voll auf, sie ist wichtig: Alle Bedrohungen, denen sich die Schweiz heute gegenüber sieht, Pandemien, Cybercrime, organisiertes Verbrechen, Flüchtlingswesen und Menschenhandel, sind Probleme, denen wir nur international vernetzt begegnen können.

Diese Themen klingen eher belastend als befriedigend.
Als Politikerin kann ich die Welt nicht retten, aber einen Beitrag leisten. Auf meinen Reisen als Wahlbeobachterin habe ich Dinge gesehen, die mich so schnell nicht mehr loslassen. In Jordanien sah ich syrische Flüchtlingslager mit über 100 000 Menschen, die in der brütenden Hitze und bei klirrender Kälte seit Jahren in der Wüste ausharren, einzig mit der vagen Hoffnung auf Rückkehr in ihre Heimat. Im Kongo schockierte mich, dass Massenvergewaltigungen als ethnische Kriegswaffe eingesetzt werden. Die Familien der Opfer verstossen schwanger gewordene Mädchen und Frauen, statt dass sie ihnen Rückhalt und Schutz bieten würden. Wenn Sie diesen Frauen und Kindern in die Augen sehen, dann kommt Ihnen das kalte Schlottern. Zurück in der Schweiz bin ich oft fast etwas beschämt, mit welch banalen Sorgen wir uns hier beschäftigen.

Denken Menschen nur soweit, wie ihr Horizont geht?
Das würde ich nicht sagen. Sie denken eher soweit, wie sie Einblick in eine andere Welt gehabt haben. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung kann sich zum Beispiel nicht vorstellen, wie es sich in einer Zeltstadt inmitten einer Steinwüste bei abwechselnd minus 10 und plus 40 Grad lebt. Es ist verständlich, dass wir die grossen Dramen der Welt nicht immer in unsere täglichen Überlegungen und Sorgen einbeziehen.

ZUR PERSON
Doris Fiala (57) ist Inhaberin einer Agentur für Öffentlichkeitsarbeit. Sie ist Präsidentin der Aidshilfe Schweiz und des Kunststoffverbandes Schweiz. Seit 2007 vertritt Fiala die FDP im Nationalrat, davor war sie Präsidentin der FDP Kanton Zürich und sieben Jahre im Gemeinderat der Stadt Zürich. Im Europarat ist sie Präsidentin der Schweizer Delegation und Vizepräsidentin der Parlamentarischen Versammlung. Sie hat drei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in Zürich.

Beeinflussen diese Erfahrungen Ihre politische Haltung?
Mir ist wichtig, dass wir nicht dem «Menschenrechts- und Demokratie-Kolonialismus» verfallen und meinen, wir könnten unsere Wertvorstellungen eins zu eins auf Entwicklungsländer übertragen. Auch bei uns brauchte es viel Zeit, bis wir den Lebensstandard und die Demokratie erreichten, die wir heute haben. Der Antrieb dazu muss von den Ländern selbst kommen. Aber wir können durchaus etwas tun: Die Vorlage, die Entwicklungshilfe bis 2015 auf 0,5 Prozent des BIPs zu erhöhen, habe ich zum Beispiel unterstützt. Nicht all meinen Parteikollegen hat das gefallen, aber das nehme ich in Kauf, denn ich weiss, dass die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit gute Arbeit leistet.

Wollten Sie schon immer Nationalrätin werden?
Nein, geplant war das nicht. Ich habe zwar immer nach vorne gestrebt, aber in meiner Generation war es üblich, dass sich die Frauen zuerst der Familie und den Kindern widmeten. Ihre Karriere konnten sie meist erst in einem späteren Anlauf nach vielen Weiterbildungen planen. Für meinen Mann jedoch war es völlig normal, dass eine Frau trotz Kindern arbeitete. Er stammt aus der sozialistischen Tschechoslowakei, das hat seine Weltansicht geprägt, auch wenn er vor dem Regime flüchtete. Dass ich eine PR-Agentur gegründet habe, war eine Flucht nach vorn: Mit drei Kindern war ein selbstständiger Beruf der einzige Weg der mir die nötige Flexibilität gab, um alles unter einen Hut zu bringen. In die Politik ging ich erst, als ich mit meiner Familie nach Zürich zog. Ich war entsetzt von der dortigen Drogenszene. «Dann engagiere Dich doch!», sagte mein Mann, und so trat ich der FDP bei.

> «Wenn Sie diesen Frauen und Kindern in die Augen sehen, dann kommt Ihnen das kalte Schlottern.»

Warum die FDP?
Ich bin in einem KMU-Umfeld aufgewachsen, meine Eltern waren Unternehmer. Ausserdem, mein Mann ist vor dem sozialistischen Regime geflohen, er hätte es kaum verstanden, wenn ich in eine linke Partei eingetreten wäre. In den bürgerlichen Parteien gibt es auch heute noch nicht viele Frauen, die den politischen Weg bis nach Bundesbern erkämpfen. Die Frauen in der FDP haben mich entscheidend unterstützt, nicht nur als ich für den Nationalrat kandidierte. Um meine politische Karriere habe ich mir nicht viel Gedanken gemacht, sonst wäre ich nicht so forsch gewesen. Ich war unerschrocken, weil ich überzeugt war, ich habe nichts zu verlieren. Die Grenze zwischen Mut und Übermut ist immer eine Gratwanderung: Dass ich etwa die Volksinitiative zur Einschränkung des Verbandsbeschwerderecht initiierte, sehe ich nachträglich eher als waghalsige Aktion. Das Stimmvolk hat sie an der Urne dann deutlich verworfen. Ich stelle aber fest: Zürich hat noch immer kein Fussballstadion und auch kein neues Kongresshaus.

Man könnte meinen, als Politikerin und Unternehmerin hätten Sie alle Hände voll zu tun. Warum sind Sie Präsidentin der Aidshilfe?
Das Thema liegt mir persönlich am Herzen, im Jahr 2000 starb ein enger Freund von mir beinahe an Aids. Zudem reizt mich Krisenmanagement, es ist Teil meines Berufs. Als ich das Mandat annahm, war die Aidshilfe kurz vor dem Konkurs. Ich erklärte mich bereit, das Präsidium zu übernehmen, nachdem über ein Dutzend andere angefragte Personen das Amt abgelehnt hatten. Ja, und dann gab es den Skandal.

Den Skandal? Davon höre ich zum ersten Mal.
Wie bitte? Damit haben Sie mir den Tag gerettet! Nein, eher die Woche. Wirklich nicht? Die Mitgliederversammlung hatte dafür gestimmt, dass ich für diese Arbeit 50 000 Franken Honorar pro Jahr erhalten sollte, weil ich dafür andere Verpflichtungen aufgeben musste. Es wäre richtig gewesen, auch den Medien transparent zu machen, dass wir beim Präsidium von einem Ehrenamt zu einer Professionalisierung übergehen wollten. Meine Entschädigung wurde ausgerechnet aus der Schwulenszene den Medien gesteckt und daraufhin breit skandalisiert. Die Zewo, die Schweizerische Zertifizierungsstelle für gemeinnützige Organisationen, wollte uns beinahe das Gütesiegel aberkennen. Daraufhin bin ich den Kompromiss eingegangen, meine Entschädigung auf 30 000 Franken pro Jahr zu reduzieren. Seit der Generalsversammlung im Juni 2013 verzichte ich sogar gänzlich auf ein Honorar und auf Spesen. Ich sah dies als Akt der Solidarität gegenüber den Betroffenen der Aidshilfe, die wir entlassen mussten. Mich hat der mediale Shitstorm sehr geschmerzt. Aber vor allem stimmt mich nachdenklich, dass nicht berichtet wurde, dass die Aidshilfe Schweiz jetzt saniert ist und ich keinen Franken mehr beziehe.

Haben Sie ein Rezept, wie man mit einem Shitstorm umgeht?
Man muss sich den Vorwürfen stellen und Transparenz schaffen. Ein Freund von mir hat scherzend zwar immer gesagt: «Wer ein reines Gewissen hat, läuft fröhlich durch den grössten Mist!» Aber getroffen hat mich die Affäre trotzdem. Und wer so abgebrüht wäre, dass ihn eine solche Kampagne unberührt liesse, sollte als Politiker zurücktreten, denn so viel Kaltblütigkeit wäre gefährlich. Meine Bewältigungstrategie war zu beweisen, dass ich und mein Team die Aidshilfe retten konnten.

Wie lebt es sich als öffentliche Person?
Der Preis kann, besonders bei einer medialen Skandalisierung, sehr hoch sei. Ich selbst und auch meine Familie stehen oft unter Beobachtung, wenn wir in einem öffentlichen Lokal einmal beherzt lachen oder lauter diskutieren. Es wird mir jedoch seitens der Bevölkerung auch viel Wärme und Wohlwollen entgegengebracht. Alles hat halt zwei Seiten.

Wirken Sie als Vorbild in Ihrer Funktion?
Diese Rolle habe ich nie gesucht. Aber es gibt oft Frauen, die sich bei mir melden und mir dafür gratulieren, dass ich für meine Meinung einstehe oder dass ich mich mit meinem Kleidungsstil vom typisch männlichen Schwarz-Weiss-Grau abhebe. Oder dafür, dass ich mich in einer Männerwelt behaupte.